Stadt Bern
Ratssekretariat
des Stadtrats

Die Agglomeration Bern und die gebauten Identitäten unserer Region

Bericht zur Tagung der Agglomerationskommission vom 4. November 2011 (Kurzfassung)

Agglomerationskommission des Stadtrats (AKO)

Jacqueline Gafner Wasem, Präsidentin
Ursula Marti, Vizepräsidentin

Peter Ammann
Manfred Blaser
Monika Haechler
Peter Künzler
Martin Mäder
Patrizia Mordini

Ladina Kirchen, Kommissionssekretärin
Annemarie Masswadeh, Protokollführerin

Ratssekretariat des Stadtrats
Morellhaus
Postgasse 14
Postfach
3000 Bern 8

T 031 321 79 20
F 031 321 79 22
E ratssekretariat@bern.ch
www.bern.ch

Bern, 2. Februar 2012

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung 5
2 Verein Hauptstadtregion Schweiz 7
3 Gebaute Identitäten unserer Region 8
3.1 Regionales Hochhauskonzept 8
3.2 Der Regionale Richtplan 10
3.3 Podiumsdiskussion: Gebaute Identitäten unserer Region 11
4 Workshops 24
4.1 Workshop I: Regionalkonferenz Bern-Mittelland und Teilkonferenzen: Welche Einflussmöglichkeiten in der Regionalkonferenz stehen mir als Parlamentsmitglieder zur Verfügung? Was ist ein regionaler Richtplan, wie wird er eingesetzt? 24
4.2 Workshop II: Gebaute Identität unserer Region: Vertiefung Podiumsdiskussion 25
4.3 Workshop III: Berner Hochhausphobie: Politisches Schlagwort oder Realität? . 27
5 Würdigung durch die Teilnehmenden 30
6 Fazit und Ausblick der Agglomerationskommission 31

1 Einleitung

Auch in diesem Jahr hat die Agglomerationskommission des Stadtrats von Bern ihre inzwischen zur Tradition gewordene Tagung zur Agglomerationspolitik mit Vertreterinnen und Vertretern der Parlamente aus den Regionsgemeinden durchgeführt. Nachdem im letzten Jahr die Kommission in Muri-Gümligen zu Gast war, fand der diesjährige Anlass am 4. November 2011 turnusgemäss in der Stadt Bern statt. Im Hotel Ambassador widmeten sich die Tagungsteilnehmenden einerseits den Schwerpunktthemen „Raumordnung, Siedlung und Zersiedlung“ und setzten sich in diesem Zusammenhang vertieft mit den gebauten Identitäten unserer Region und insbesondere mit dem regionalen Hochhauskonzept auseinander. Anderseits nahmen wiederum die Regionalkonferenz Bern-Mittelland und ihre Teilkonferenzen einen wichtigen Platz ein und die Tagungsteilnehmenden konnten sich aus erster Hand über das Instrument des regionalen Richtplans orientieren und insbesondere in Erfahrung bringen, welche Möglichkeiten einem Parlamentsmitglied zur Verfügung stehen, um auf die Regionalkonferenz und auf den regionalen Richtplan Einfluss zu nehmen.

Rund 50 Personen nahmen am Anlass teil. Anwesend waren:

- Mehr als 25 Parlamentsvertreterinnen und -vertreter aus den Gemeinden Köniz, Münsingen, Muri, Ostermundigen, Worb und Zollikofen
- Mitglieder der stadträtlichen Agglomerationskommission
- Mitglieder des Stadtrats
- Christian Zahler, Präsident der Raumplanungskommission als Vertreter der Regionalkonferenz Bern-Mittelland
- Stadtpräsident Alexander Tschäppät
- Regula Buchmüller, Leiterin Stadtentwicklung
- Experten zum Thema Siedlungspolitik

Ursula Marti, Vize-Stadtratspräsidentin Bern und zugleich Vize-Präsidentin der Agglomerationskommission, eröffnete die Tagung und begrüsste stellvertretend für die Gastgebergemeinde die Teilnehmenden. In ihrer Eröffnungsrede betonte sie das grosse Interesse der Stadt Bern, mit anderen Gemeinden der Region einen aktiven Dialog zu führen. Sie unterstrich die Wichtigkeit dieses Austauschs unter den Gemeinden insbesondere in Bezug auf die oftmals umstrittenen Fragen der Raumplanung. Aber weil die Herausforderungen rund um Siedlung und Zersiedlung auch in Zukunft nicht vor der Gemeindegrenze halt machen würden und weil gerade die Raumplanung fundamentale Fragen zu unserer Identität, zu unserem Selbstverständnis, zu unserer Lebensform und zu unserem Zusammenleben mit anderen aufwerfe, müssten gemeinsam optimale Lösungen gefunden werden. Lösungen, die im Einklang mit einer ökologisch und wirtschaftlich nachhaltigen Entwicklung unseres gemeinsamen Lebensraums stehen.

Anschliessend richtete Jacqueline Gafner Wasem als Präsidentin der stadträtlichen Agglomerationskommission einige Begrüssungsworte an die Tagungsteilnehmenden und skizzierte den Ablauf der Veranstaltung.

Das Vormittagsprogramm umfasste drei Referate und eine Podiumsdiskussion:

- Alexander Tschäppät, Stadtpräsident Bern, stellte den am 2. Dezember 2010 gegründeten Verein „Hauptstadtregion Schweiz“ vor und zeigte auf, wieso dieser Verein für unsere Region so wichtig ist.
- Mathis Güller, Architekt bei Güller Güller Architekten, referierte als Co-Autor des regionalen Hochhauskonzepts Bern über dieses und machte Ausführungen zum Leben im Hochhaus und zum Leben mit Hochhäusern.
- Christian Zahler, Präsident der Raumplanungskommission der Regionalkonferenz Bern-Mittelland stellte den regionalen Richtplan vor und zeigte in seinem Referat dessen Möglichkeiten und Grenzen auf.
- Anschliessend fand eine Podiumsdiskussion statt, an der Heinz Müller, Architekt und Mitbegründer sowie langjähriger Bewohner der Halensiedlung Herenschwanden, Daniel Hornung, Soziologe und Verfasser diverser Artikel zum Thema Bevölkerungsentwicklung und Wohnungsmarkt, Heidi Haag, Mitarbeiterin bei der Vereinigung für Landeseplanung (VLP) und Mathis Güller unter der Moderation von Peter Brandenberger, Leiter Regionaljournal Bern beim Schweizer Radio und Fernsehen, über die gebauten Identitäten unserer Region diskutierten und dabei versuchten herauszufinden, was genau hinter diesen Identitäten steckt bzw. was sie bedeuten.

Im vorliegenden Bericht werden die Ergebnisse der Tagung in knapper Form dargestellt. Zusätzlich finden sich im Anhang die Power-Point- Präsentationen der Referate, die von den externen Referenten beigesteuert wurden. Ihnen und sämtlichen Teilnehmenden dankt die Agglomerationskommission ganz herzlich für das Interesse und die Mitarbeit.

2 Verein Hauptstadtregion Schweiz

Referat von Stadtpräsident Alexander Tschäppät

Der Verein Hauptstadtregion Schweiz wurde am 2. Dezember 2010 gegründet. Alle politischen Richtungen sind sich einig, dass es diesen Verein braucht: Der Verein sichert die Stellung des Grossraum Berns in Konkurrenz zu den Metropolitanräumen Zürich, Basel, Genf/Lausanne und bildet zugleich Drehscheibe zwischen diesen, denn in Bern wird das politische und gesellschaftliche Funktionieren der Schweiz sichergestellt. Damit bildet der Verein auch eine Brücke zwischen den Sprachräumen. Als Ziele hat sich der Verein die Stärkung der gemeinsamen Identität, die Schärfung des wirtschaftlichen Profils, aber auch eine verstärkte Verankerung des Vereins auf Bundesebene und in Bundesbern gesetzt. Die Hauptstadtregion soll als nationales Zentrum von Politik und Verwaltung stärker wahrgenommen werden, denn die Globalisierung ökonomischer und politischer Entscheidungsprozesse verleiht den Hauptstädten neue Wichtigkeit. Dabei soll einerseits ein Bekenntnis des Bundes für seine Hauptstadt erwirkt, aber auch die Gleichwertigkeit der Hauptstadtregion mit den drei Metropolitanräumen gesichert werden.

Seit der Gründung des Vereins sind die Vereinsstrukturen konsolidiert, der Geschäftsführer Georg Tobler eingesetzt und Fachgruppen an der Arbeit, die die Stärken der Hauptstadtregion Schweiz anhand einer Wertschöpfungsstudie im Vergleich mit anderen Hauptstädten analysieren und die ersten konkreten Projekte an die Hand nehmen und umsetzen sollen. So will der Verein u.a. ein Projekt zur Verbesserung der Bahnverbindungen in der Hauptstadtregion lancieren und ein Austauschprogramm für Lernende zwischen deutsch- und französischsprachigen Gemeinden und Verwaltungen aufbauen. Als Appell gilt weiterhin, dass die Agglomeration zentral ist für das Gelingen der Hauptstadtregion, denn ohne Kernregion kann die Hauptstadtregion nicht abheben.

3 Gebaute Identitäten unserer Region

3.1 Regionales Hochhauskonzept

Referat von Mathis Güller, Güller Güller Architekten, Rotterdam (PPP siehe Anhang 1)

Bern ist vielleicht nicht das Wirtschaftszentrum der Schweiz, aber das Zentrum des Hochhausbaus: Mit dem Bau der Siedlung Tscharnergut in den 1950er-Jahren war Bern das Zentrum des Hochhausbaus in der Schweiz. Auch heute noch haben die Stadt Bern und ihre Agglomerationen den höchsten Bestand an Hochhäusern in der Schweiz. Bern ist darum auch am meisten berechtigt, über die Frage nachzudenken, wie man mit diesem Erbe umgeht und ob man es eventuell weiter ausbaut.

Das Hochhaus hat seinen Ursprung in der Befestigung, den Gebäuden der Religion und der Politik und es kommt aus der Zeit der Industrie. Damals hatte man den Eindruck, das Gewerbe entwickle sich so stark, dass es vertikale Gebäudetypen brauche. Dabei ging es aber nicht darum, irgendeine Bauform zu erfinden, sondern es ging um eine Antwort auf das Wachstum der Stadt und deshalb waren die ersten Hochhäuser vor allem Stadtranderscheinungen. Dieser Trend setzte sich nicht in dieser Art und Weise fort, sondern in Einzelprojekten.

Das Hochhauskonzept für die Region Bern wurde vor ungefähr vier Jahren in Koordination mit der Stadt Bern und dem Verein Region Bern in Auftrag gegeben und umfasst den zusammenhängenden städtischen Raum der Region Bern, der über die Stadtgrenze hinausreicht. Die Prämissen, die an das Hochhauskonzept gestellt wurden, waren, dass die Hochhäuser zurück in die Stadt müssen und dass es Einzelfälle sein werden. Womit auch gesagt wird, dass es nicht darum geht, Stadtformen zu gestalten, sondern dass Hochhäuser nur an einzelnen Orten entstehen werden. Ausserdem muss der Bau eines Hochhauses einen positiven Beitrag leisten können zur Beantwortung einer Stadtentwicklungsfrage. Insofern unterscheidet das regionale Konzept Räume, in denen keine Hochhäuser gebaut werden dürfen, von solchen, in denen dies möglich ist. Ziel und Idee des Hochhauskonzepts ist es, über die ganze Region einen hohen Standard zu garantieren, eine Art Kohärenz zu entwickeln, wie man in der Region Bern Hochhäuser entwickelt, d.h. ein gemeinsames Instrument für eine gemeinsame Standardevaluation zu haben und gemeinsame Standards zu haben bezüglich Qualitäts- und Verfahrenskriterien. Durch diese Vereinheitlichung lässt sich Konkurrenz unter den Gemeinden vermeiden, was der öffentlichen Hand eine stärkere Verhandlungsposition gegenüber den investierenden Parteien einräumt. Für jedes Hochhaus überlegt man sich in Zusammenarbeit mit dem Investor, mit der Gemeinde und dem Qualitätsteam bestehend aus Fachleuten und Gemeindevertretungen der Region Bern, wie man das Verfahren der Projektplanung im gegebenen Kontext am besten gestalten kann. Dabei spielt der Mitwirkungsprozess eine wichtige Rolle. Damit ein Hochhaus Chancen hat, realisiert zu werden, müssen die betroffenen Kreise frühzeitig einbezogen und es müssen verschiedene Qualitätskriterien erfüllt werden. Der Standort sollte beispielsweise eine erstklassige Erschliessung durch den öffentlichen Verkehr aufweisen und die Bauweise sollte innovativen Ansätzen der nachhaltigen Bau- und Betriebsweise entsprechen. Das Erdgeschoss sollte einen Beitrag an die Qualität des öffentlichen Raums in der Umgebung leisten.

Heute geht es vor allem darum, das Hochhaus als Bauform auf eine andere Art und Weise anzugehen als über stadtgestalterische Absichten wie Skyline, Sichtbarkeit oder formale Gestaltung. Das Hochhaus ist ein Behälter für Nutzungsinteressen mit einem beschränkten Nachfragemarkt bzw. mit einer spezifischen Zielgruppe, bestehend aus kleinen, recht einkommensstarken Haushalten. Insofern ist das Hochhaus heute nicht eine Antwort auf den Wohnungsdruck, sondern eine Typologie für einen ganz spezifischen Markt und auch eine Reaktion auf die Alterung unserer Gesellschaft. Entsprechend verdient es das Hochhaus, dass geprüft wird, wie seine Bauform für die heutigen Herausforderungen, denen sich die Städte stellen müssen, genutzt werden kann. Eine dieser Herausforderungen ist beispielsweise die Alterung des Wohnungsbestands oder die zunehmende Nachfrage nach attraktiven Wohnlagen in der Nähe der Innenstadt. Die Nachfrage nach zentrumsnahen Wohnungen nimmt aufgrund der demografischen Entwicklung, der zunehmenden Wohlfahrt und des Trends zu kleineren Haushalten zu.

Zusammenfassend formuliert sollte ein Hochhaus nicht ein Ziel sein im Sinne einer städtebaulichen Vision, sondern ein Mittel zum Zweck, um die Herausforderungen und Fragen anzugehen, die auf uns zukommen. Hochhäuser dürfen wieder – und insbesondere wieder in der Stadt – gebaut werden, aber nicht um jeden Preis und nur dort, wo es in Bezug auf die Stadtentwicklung auch wirklich Sinn macht.

3.2 Der Regionale Richtplan

Referat von Christian Zahler, Präsident der Raumplanungskommission der Regionalkonferenz Bern-Mittelland (PPP siehe Anhang 2)

Das Regionale Gesamtverkehrs- und Siedlungskonzept (RGSK) Bern-Mittelland ist das Planungsinstrument, um die Siedlungs- und Verkehrsentwicklung mittelfristig aufeinander abzustimmen. Es ist ein Richtplan auf regionaler Ebene und dabei behördenverbindlich, d.h. es ist über alle staatlichen Ebenen und über alle raumwirksamen Sachbereiche hinweg verbindlich. Das RGSK steuert in diesem Sinne das staatlich raumwirksame Handeln und es zeigt auf, wie raumwirksame Tätigkeiten im Hinblick auf die raumplanerische Entwicklung aufeinander abgestimmt werden. Die Planungshoheit liegt aber nach wie vor bei den Gemeinden und es ist die Gemeinde, die entscheidet, ob eine Parzelle z.B. umgezont wird oder nicht. Das RGSK führt lediglich auf der regionalen Ebene die bereits heute existierenden verschiedenen Richtpläne zusammen, mit der neuen Qualität, dass die Gemeinden zusammen mit der Regionalkonferenz (RK) diskutieren können, wie die Region Bern-Mittelland sich entwickeln soll.
Es war eine Vorgabe des Kantons, dass die Region ein RGSK erarbeitet. Der Kanton gibt auch den Rhythmus vor, weil er nicht nur das Anliegen hat, dass alle Regionen ein RGSK haben, sondern weil er die Inhalte dieser RGSK auch abstimmen möchte, damit über das ganze Kantonsgebiet ein sinnvolles Ganzes entsteht. Auf der anderen Seite muss das RGSK die kantonalen Vorgaben und den kantonalen Richtplan einhalten. Wenn eine Gemeinde beispielsweise vom kantonalen Richtplan her ein Kontingent hat, wie sie sich weiterentwickeln kann, ist dies auch innerhalb des RGSK zu respektieren. Aber im RGSK können qualitative Aussagen gemacht werden, wo diese Entwicklung stattfinden kann und wo eher nicht. Umkehrt funktioniert auch die Wirkung des RGSK auf die kantonalen Instrumente: Projekte, die im RGSK nicht aufgenommen werden, wird der Kanton auch nicht weiter verfolgen und bearbeiten. Die Region hat also über das RGSK eine prägende Funktion, indem nur Projekte, die sie selber aufnimmt, auch weiter verfolgt werden.
Die Mitwirkung der Gemeinden findet über die Regionalversammlung statt oder über das Instrument des Behördenreferendums und der Behördeninitiative. Die Regionalversammlung ist ein Gremium von Gemeindepräsidien. Diese wiederum sind ihrem eigenen Parlament Rechenschaft schuldig über das, was in der RK läuft und sie sind für Information von anstehenden Geschäften zuständig. Grundsätzlich können die Parlamente auch mitreden, indem sie die Exekutive verpflichten, ein Behördenreferendum oder eine Behördeninitiative zu ergreifen oder Ersteres nicht zu unterstützen.
Die operative Projektleitung ist für die inhaltliche Erarbeitung des RGSK zuständig. Fachverantwortliche der Raumplanung und des Verkehrs haben die Federführung, und die Fachkommissionen, bestehend aus Mitarbeitenden aus der Verwaltung der Gemeinden, liefern die fachlichen Grundlagen. Die beiden weiteren Kommissionen, die Kommission Raumplanung und die Kommission Verkehr, begutachten die Entwürfe und verabschieden diese zuhanden des Ausschusses der beiden Kommissionen, welche zu einem gemeinsamen Beschluss kommen müssen. Dieser Ausschuss hat jetzt z.B. das RGSK zur Vorprüfung zuhanden des AGR verabschiedet, welches uns bis Ende Jahr entsprechende Anregungen liefern wird. Das RGSK wird voraussichtlich Mitte 2012 von der Regionalversammlung verabschiedet und dem Kanton anschliessend zur Genehmigung vorgelegt.

3.3 Podiumsdiskussion: Gebaute Identitäten unserer Region

Teilnehmer:	Mathias Güller, Architekt, Güller Güller Architekten
	Heidi Haag, VLP
	Daniel Hornung, IC Infraconsult AG (Büro Hornung)
	Heinz Müller, Architekt, Atelier 5
Moderation:	Peter Brandenberger, Leiter Regionaljournal Bern, Schweizer Radio und Fernsehen

Einleitung:

Wir haben jetzt noch eine Diskussionsrunde vor uns und behandeln dabei ein umfangreiches Thema. Wir hoffen, wir können Ihnen einige Anregungen bieten, die Sie für den Apéro, das Mittagessen und den Nachmittag mitnehmen können. Mathis Güller ist aus Rotterdam angereist, darum die Frage an ihn: Wenn Sie jemandem aus Rotterdam sagen, Sie fahren nach Bern und diese Person fragt Sie, wie die gebaute Identität Berns sei, was antworten Sie?

Diskussion:

Mathis Güller. Das ist schwierig. „Schön“ würde ich sagen.

Peter Brandenberger: Und damit ist diese Person zufrieden?

Mathis Güller: Für Rotterdamer ist das wichtig, weil sie mit dem Begriff „Schön“ ein Selbstwertproblem haben, sie finden ihre Stadt nicht schön. „Schön“ nicht im Sinn der Ästhetik, sondern im Sinn eines gebauten Umfelds, in dem sich die Leute wohl fühlen und zu dem sie Sorge tragen, mit allen Vor- und Nachteilen, die damit verbunden sind, im Sinn von mehr oder weniger dynamisch, mehr oder weniger protektionistisch. Aber der Rotterdamer kennt das nicht, dem fliegt immer alles um die Ohren.

Peter Brandenberger: Hier ist es schön, es ist einem wohl. – So würden Sie also die gebaute Identität Berns beschreiben. Heidi Haag, Sie arbeiten bei der Vereinigung für Landesplanung, wohnen unter der Woche in Bern und am Wochenende in Wettingen. Sie haben also auch eine Art Aussenblick. Was für eine gebaute Identität hat Bern für Sie?

Heidi Haag: Mein Bild von Bern ist immer noch das einer Touristin. Wenn ich zuhause im Limmattal bin, sehe ich die Bundeshaukuppel vor mir, die ich vor den Augen habe, wenn ich die Aare hinunter schwimme, und die Altstadt. Aber wo ich arbeite und lebe, das ist nicht die Altstadt. Ich habe zwei Bilder von Bern, das eine ist touristisch und das andere ist das des öffentlichen Raums, wo ich mich aufhalte und bewege. Das ist nicht die Altstadt, aber es ist auch ein gutes Bild, nur einfach ganz anders. Der Arbeitsweg – mit einer Minute sehr kurz – gehört dazu, dann auch die Aareräume, die Spazierwege, die Wege, die ich benütze, wenn ich einkaufen gehe, der schöne öffentliche Raum, den ich schätze. Die Alleen wurden bereits erwähnt.

Peter Brandenberger: Also Freiräume, aber trotzdem irgendwie gestaltet. Macht das diese Identität aus?

Heidi Haag: Das ist richtig.

Peter Brandenberger: Heinz Müller, Sie sind eben nach Brügg gezogen. Haben Sie seit dem Umzug ein neues Bild von Bern, von der Identität Berns, erhalten?

Heinz Müller: Allerdings, das war auch ein wichtiges Experiment. Ich habe 27 Jahre in der Siedlung Halen gewohnt, vorher in der Stadt Bern. Bis zum vergangenen Sommer war mein Tagesablauf etwa so: Im Sommer bin ich am Mittag nach Hause gefahren, bin schwimmen gegangen, habe etwas gegessen und Siesta gemacht, dann bin ich mit dem Rad zurück ins Büro gefahren, ins Marzili. Heute habe ich mit dem Regionalzug von Brügg nach Bern 27 Minuten – interessanterweise gleich lang wie der Schnellzug von Biel nach Bern. Aber mit diesen 27 Minuten ist es nicht gemacht, ich trinke vorher einen Kaffee im Bahnhof Brügg, bis dort komme ich zu Fuss. In Bern gehe ich am Dienstag häufig über den Markt, man trifft immer etwa jemanden, das ist erholsam.

Peter Brandenberger: Schön, wie Herr Güller sagt?

Heinz Müller: Ja, das ist so, es ist schön. Und es ist auch schön, am Abend wieder zurück ins Seeland zu fahren, an den Jurafuss. Man spürt den Wind vom Seeland her, man hört Möwen schreien oder man hört ein Dampfschiff. Es sind sehr wertvolle, aber auch sehr unterschiedliche Lebensräume.

Peter Brandenberger: Wenn Sie im Ausland jemand nach der gebauten Identität Berns fragen würde, was würden Sie antworten?

Heinz Müller: Wir sind in der Provinz, man hat das Gefühl von Verschlafen sein. Man weckt sich ein wenig, indem man durch die Stadt geht, dort wird man von Bundesbeamten überholt, die mit dem Köfferchen rauf und runter marschieren. Schön ist natürlich, dass man die Leute wieder trifft und grüssen kann, man hat einen Begegnungsort. Man kann mit den Leuten sogar in der Migros ins Gespräch kommen. Und man kann sich auf das konzentrieren, was man macht.

Peter Brandenberger: Daniel Hornung, Sie sind der einzige Berner in der Runde, Sie haben ein Heimspiel. Wie ist Ihr Bild der Region Bern?

Daniel Hornung: Das mit dem Heimspiel trifft es nicht ganz, ich komme aus einer Kleinstadt aus der Ostschweiz, aber ich wohne schon seit 40 Jahren in Bern. Ich habe Bern dazumal als Studienort unter anderem auch gewählt, weil es für mich damals schon eine gute Mischung war zwischen Stadt und Land. Städtisch, fast ein wenig grossstädtisch ist es z.B., wenn man am Morgen durch den Bahnhof gehen möchte und einem die Pendlerströme entgegen kommen. Der Bundesplatz ist für mich ein sehr städtischer Raum, es gibt sehr schöne Quartiere, sehr schöne beschauliche Ecken, wenn man mit offenen Augen hindurchgeht. Und man ist sehr rasch im Erholungsraum. Bern ist für mich eine Mischung, die mir ein Heimatgefühl gibt, die mich aufhebt, die mir ein gewisses Geborgenheitsgefühl auch in den Quartieren gibt.

Peter Brandenberger: Wenn ich Ihnen so zuhöre, würde ich sagen: Damit können wir zum Apéro gehen. Es ist alles bestens, es ist gemütlich, es ist zufrieden, es läuft alles gut, Da-

niel Hornung hat Bern sogar etwas Grossstädtisches attestiert und das hören wir ja sehr gern. Trotzdem die Frage, Mathis Güller: Es gibt diesen regionalen Richtplan. Muss der also nichts ändern, ist alles in Ordnung?

Mathis Güller: Nein. Was Christian Zahler gesagt hat, ist sehr wichtig: Ein Gemeinschaftsgefühl oder einen gemeinsamen Werterahmen zu etablieren, der es erlaubt, grosszügiger, weniger auf festgelegten Paradigmen basierend über den Raum nachzudenken, ist die Grundwichtigkeit des Plans. Zusammen nachzudenken, zusammen den Raum weiter zu entwickeln und neue Flexibilität und Handlungsspielräume zu schaffen, die man nicht hat, wenn man es allein macht.

Peter Brandenberger: Aber wenn man sich wohl fühlt, gibt es ja keinen Veränderungsdruck. Oder sehen Sie trotzdem einen Veränderungsdruck?

Mathis Güller: Nein, aber er kann über einen derartigen Richtplan entstehen. Die richtige Motivation in der Raumplanung ist, Lust zu haben etwas zu machen und nicht Druck. Unter Druck wird man nicht innovativ handeln, sondern man wird sich verbarrikadieren und irgendwelche Massnahmenkataloge prüfen, die man schon kennt. Darum ist er ein sehr wertvolles und wichtiges Stimulans.

Peter Brandenberger: Endet es nicht damit, dass man sagt: Schön, haben wir darüber geredet, schön, haben wir darüber nachgedacht; es war toll in diesen Gremien, aber wir mussten ja nichts wirklich verändern.

Mathis Güller: Aus ausländischer Sicht kann die direkte Demokratie in der Schweiz eine unglaublich dynamisierende Funktion haben. Und das Instrument Richtplan kann genau diese Funktion auch haben. Dieses Nachdenken ist nicht einfach nur reflektiv, sondern es ist auch gestalterisch, man kann Spielraum entdecken und dann kann auch die Lust entstehen, diesen Spielraum gemeinsam auszuschöpfen. Dies allein kann schon eine sehr wertvolle Produktion in Gang setzen. Das sollt man unbedingt ausprobieren. Diese Wachstumsfragen sind Herausforderungen, die viel weiter gehen als dass man nur darüber nachdenken müsste, und die mit den Mitteln, die wir heute innerhalb der engeren Perimeter haben, nicht mehr zu bewältigen sind.

Peter Brandenberger: Also doch ein gewisser Druck, bei genauerem Hinsehen?

Mathis Güller: Ja natürlich.

Peter Brandenberger: Meine Behauptung war: ohne Druck ändert nichts, Mathis Güller sagt, wenn Lust vorhanden ist, so ändert sich etwas. Was ist Ihre Erfahrung, Heidi Haag?

Heidi Haag: Wir hatten vergangene Woche eine grosse Tagung zur baulichen Verdichtung, sehr engagiert und sehr gut besucht. Es ist ein Druck vorhanden, durch die Bevölkerungszunahme gerade im städtischen Raum, und dies wurde auch an unserer Tagung von mehreren Referenten ganz deutlich gesagt. Die Veränderung und die bauliche Verdichtung finden statt, wenn auch vielleicht nicht gerade in der Altstadt. Und können wir uns mit einem Richtplan und mit einem Hochhauskonzept darauf vorbereiten oder wir machen nichts – und die Veränderung findet trotzdem statt?

Peter Brandenberger: Kann man eingreifen, wenn man feststellt, dass etwas im Gang ist, Daniel Hornung? Oder kann man zwar darüber reden, aber am Schluss geschieht trotzdem, was passieren will?

Daniel Hornung: Mit einem guten Instrument – und ich betrachte das Hochhauskonzept und das RGSK als sehr gute Instrumente – könnte man auch steuern. Denn was wir gegenwärtig beobachten ist, dass in der Schweiz ein recht starker Bevölkerungsdruck herrscht, und dass es Verdichtungen und Neueinzonungen in den Zentren, zumindest im Raum Bern, schwer haben. Und dann geht der Druck nach aussen, die Siedlungsentwicklung findet weiter draussen statt, womit die Verkehrsströme steigen und womit wir neue Verkehrsprobleme haben. Wenn man ein gutes Instrument hat, um kompakter und konzentrierter zu verändern oder zu gestalten, kann man die Landschaft schonen, man kann die Verkehrszunahme zumindest bremsen, und damit einen Teil der Probleme, die wir in den vergangenen Jahren durch die sehr disperse Siedlungsentwicklung geschaffen haben, zumindest mindern.

Peter Brandenberger: Ist das eine Erkenntnis, die zu greifen beginnt? Oder wie bringt man sie unter die Leute?

Daniel Hornung: Das hängt zuerst einmal davon ab, ob die Voraussetzungen gegeben sind. Ohne die Voraussetzungen dazu zu haben, kann man ja nicht verdichten. Aber wenn man sie schafft, mit einen Konzept oder mit einem Richtplan, so hat man zumindest einmal das Gefäss, um es machen zu können. Und dann hängt es von der Umsetzung ab und davon, wie man die Investoren, die öffentliche Hand und die Bevölkerung für die Realisierung zusammenbringt.

Peter Brandenberger: Kann man Investoren finden, die sich an den Richtplan halten oder sagen die: Wir machen es, wenn wir den Eindruck haben, es lohnt sich für uns.

Heinz Müller: Man kann sie mehr oder weniger steuern. Die Frage ist, welches die Ziele sind und die kennt man bei den Investoren ganz genau: es geht ums Geld. Es geht schlussendlich um einen Verdienst und darin ist eine grosse Gefahr, nämlich dass Sachen entstehen unter dem Druck des Geldes, das in die Tasche des Investors wandert, statt dass sie auf die Nutzer ausgerichtet wären. Es gehen Sachen verloren, die man sehr sorgfältig an die Hand nehmen müsste. Das Begleiten und Unterstützen von Investoren ist das eine, sie im Zaum zu halten und die Interessen an den richtigen Punkt zu bringen, ist das andere. Sonst heisst es nur noch, günstig ist nicht gut genug, es muss billig sein.

Peter Brandenberger: Kann man mit einer Planung auch voraus sein, so dass man einem Investor sagen kann: „Wir haben hier eine gute Erschliessung organisiert, wenn Sie sich an den Plan und an die Qualität halten, können sie rasch etwas realisieren?“ Ist es zentral für einen derartigen Richtplan, vorausschauend zu sein?

Heinz Müller: Das ist ein Weg, und vor allem ein Punkt ist wichtig, nämlich dass aufgezeigt wird, dass man auch mit guten Sachen, mit guten Instrumenten etwas Gutes machen kann, so dass sowohl der Verdienst da ist für den Investor als auch die räumliche und städtebauliche Qualität, die Lebensqualität. Bei Hochhäusern sehe ich die grosse Gefahr, dass das Land oder die Bodenfläche, die man damit spart oder gewinnt, nicht allen zugutekommt. Es

gibt Städte, wo dieses Land aus Sicherheitsgründen eingezäunt und zu einer toten Fläche wird. Dies ist ein wesentlicher Punkt, den man sehr sorgfältig untersuchen muss, denn mit all den Instrumenten, die wir heute haben, mit den Forderungen, mit den Gesetzgebungen, mit den Sicherheitsansprüchen in diesem Umfeld und in diesem Lebensraum, der durch Verdichtung immer komplexer und gefährlicher wird, je nachdem, in welcher Zeit man lebt, kann auch etwas schief gehen. Man sieht das in Ansätzen, wenn Kinderspielplätze mit vier Meter hohen Maschenzäunen eingezäunt werden, damit ja niemand mit einem Hund reingeht. – Was man hier baut, ist eine Art Gefängnis für die Kinder.

Peter Brandenberger: Es gab bei den Architekten im Zusammenhang mit dem Hochhaus das Schimpfwort des „Abstandsgrüns", also dass man zwar zwischen den Häusern einen Abstand hat, dass aber niemand diese Fläche betreten darf. Gibt es das immer noch? Wenn ich das Hochhauskonzept lese oder wenn ich den Bären Ostermundigen anschaue sehe ich, dass man sagt: Man hat ein hohes Haus, aber dafür ringsum eine Fläche.

Heinz Müller: Genau dort muss die Öffentlichkeit eingreifen und steuern. Mathis Güller hat es gesagt: Vom Boden her erlebt man die oberen Geschosse nicht.

Peter Brandenberger: Ist dies die Antwort, der Einbezug der Öffentlichkeit? Und dass man dafür sorgt, dass dort gelebt wird und nicht einfach nur schöne Pläne zeichnet mit Figürchen drin, aber am Schluss ist niemand dort?

Mathis Güller: Wir müssen unser Verhältnis zu den Investoren radikal überdenken, aus zwei Gründen. Einerseits sind wir nicht fähig, die Qualität zu garantieren, weder mit den vorhandenen noch mit anderen Instrumenten. Und zweitens ist die öffentliche Hand pleite. Wir müssen also versuchen, die Stadt mit privatem Geld zu bauen, aber eine öffentliche Qualität zu erzielen. Dies bedeutet, dass man die ganzen Planungs- und Verfahrensprozesse anders aufgleisen muss. Ein Richtplan ist auf einer ganz anderen Ebene, auf einer Metaebene, wo man die Grundsatzprinzipien steuert. Nachher, im konkreten Planungsprozess, brauchen wir Joint Ventures, wo man sich grundsätzlich und schon sehr früh überlegt, was wir zusammen für Zielsetzungen haben. Denn wenn es so weit kommt, dass man etwas vorschreibt, ist es eigentlich schon zu spät.
Ein Investor hat nicht nur das Interesse, Geld zu verdienen; er hat auch ein Interesse daran, möglichst hohe Wertschöpfung zu kreieren, und Wertschöpfung hat mit Qualität zu tun, mit Stadtraumqualität. Der Investor erzielt eine höhere Wertschöpfung, wenn die Stadt gut funktioniert. Ein „Schamgrün" ist für ihn nicht wertschöpfend. Wertschöpfend ist für ihn, wenn der öffentliche Raum gut funktioniert, wenn viele Leute zirkulieren, wenn es ein Nutzungsfeld gibt, wo die Leute gerne hinkommen, wenn er seine Geschäfte im Erdgeschoss vermieten kann. In Luxemburg hat man für alle Erdgeschosse eine öffentliche Nutzung vorgeschrieben. Zwei Drittel sind leer, niemand will dorthin. Bei den kommenden Gebäuden gibt es Konflikte, weil die Investoren keine öffentlichen Erdgeschosse mehr wollen. Man kann also nichts erzwingen, sondern man muss den Investor sehr früh an einem Wertschöpfungsprozess teilhaben lassen. Er weiss selber, dass seine Immobilie langfristig viel mehr wert ist in einer guten Stadt. Und man muss unterscheiden zwischen Investor und Entwickler. Der Entwickler ist hit-and-run, der Investor ist langfristig am Wert der Immobilie interessiert. Mit ihm kann man die Stadt bauen.

Peter Brandenberger: Um wieder auf den Anfang zurück zu kommen: Lust erzeugen. Heidi Haag, tönt das jetzt einfach gut oder geht die Tendenz in der Raumplanung in diese Richtung?

Heidi Haag: Da habe ich nicht sehr viel Erfahrung, aber nach dem, was wir an der Tagung letzte Woche gehört haben, ist es tatsächlich so. Eine Entwicklung, die mir aufgefallen ist: In die neue Art von Hochhäusern, die dominanten, vielleicht später einmal identitätsstiftenden Bauten, ziehen nicht mehr die Leute ein, die früher einmal in einem Hochhaus wohnten. Heute ziehen die Leute ins Hochhaus, weil sie es so wollen.

Peter Brandenberger: Das sieht man ja auch beim Prime Tower in Zürich, der ist recht gut verkauft.

Heidi Haag: Ja, und hier sind Qualität und Sicherheit ein ganz wichtiges Thema.

Peter Brandenberger: Das Hochhauskonzept ist innerhalb dieses Richtplans etwas Handfestes, und wenn sie davon erzählen, Mathis Güller, ist das Interesse gross, aber es ist ja noch kein einziges Hochhaus gebaut. Wohlen ist gescheitert, der Bächtelenacker ist blockiert. Ich sage jetzt einmal: Es ist zwar ein schönes Papier, aber es nützt nichts.

Mathis Güller: Das ist mit jeder Planung so. Sie ist nie von dem Tag an, an dem sie verabschiedet wurde, besser. Man arbeitet ja mit dem Bestehenden und mit den bestehenden Konditionen. Wir haben angefangen, als Wohlen scheiterte, und wir haben es als Lernprozess gebraucht. Man hat also viel davon profitiert.

Peter Brandenberger: Was hat man gelernt?

Mathis Güller: Was ich schon gesagt hatte: Dass man sich unbedingt auf die Prozessphase konzentrieren muss, wo man viel Qualität und viel Mehrwert für die Gemeinschaft erzeugen kann. Das findet vor den formellen Verfahren statt.

Peter Brandenberger: Und das muss man den Leuten auch vermitteln können. Ich wohne selber dort und habe mitbekommen, dass man einfach am Schluss vor das Volk gegangen ist und gefragt hat: Wollt ihr das oder wollt ihr das nicht?

Mathis Güller: Bächtelenacker ist parallel zu unserer Arbeit entstanden, dort hat man mitgehört und auch mit Frau Sedlmayer und Herrn Fuhrer von Köniz diskutiert, und dort ist es jetzt in der Schwebe. Aus Sicht des Hochhauskonzepts und des Qualitätsteams her steht dieser Turm z.B. viel zu weit zurück, trägt also nichts zu einer Qualifizierung der Seftigenstrasse bei. Aber es ist schwierig, auf einen fahrenden Zug aufzuspringen. Und wie es in Ostermundigen endet, weiss man nicht. Aber es ist schon ein Riesenerfolg, dass der Investor und die Gemeinde zusammen ein Verfahren einleiten konnten, mit einer hohen Transparenz, mit dem Teilen von Zielvorstellungen und mit einem sehr positiven Ausblick auf das weitere Verfahren.

Peter Brandenberger: Einsprechende im Bächtelenacker sehen keinen Vorteil, fragen, was das bringen soll. Frau Sedlmayer verweist dann auf den Grünraum ringsum, aber das

reicht diesen Leuten nicht. Wie können Sie Frau Sedlmayer unterstützen, damit es dort weiter geht? Was ist der Mehrwert?

Mathis Güller: Ich möchte nicht zu viel über den Bächtelenacker reden. Ich habe ja auch noch eine offizielle Rolle als Q-Team-Vorsitzender.

Peter Brandenberger: In dem Fall ganz allgemein: Am Schluss stellen die Leute die Frage, was man davon habe. Warum soll man ein Hochhaus bauen und warum nicht eine gewöhnliche Überbauung?

Mathis Güller: In diesem Fall wollte der Investor in der Testplanung eine möglichst hohe Diversität an Wohntypologien kreieren. Es fragt sich, ob ein Aufteilen in fünf Baufelder und der Hochhaustypologie daneben die einzige Art und Weise ist, um diese Differenzierung zu erzielen. Andererseits ist die Siedlungsentwicklung gegen innen wichtig. Das hat man auch in der Zürcher S-Bahn-Diskussion gesehen. Man wollte bei den S-Bahnhöfen das Mehrwertabschöpfungsprinzip einführen, aber am Schluss hat man es nicht gemacht. Man hat sich gesagt, es sei wichtiger, dass die Investoren an diesen zentralen Standorten investieren und dann fliesst die Mehrwertabschöpfung halt in deren Tasche, als dass diese Entwicklung an einem anderen Ort geschieht, wo sie aus Nachhaltigkeitsüberlegungen heraus nicht rechtfertigbar ist. So gesehen ist der Standort Bächtelenacker bezüglich dieser Frage nicht neutral. Natürlich ist es ein schwierig zu überbrückendes Spannungsfeld, aber wenn der Investor das Anliegen hat, über eine derartige Typologie eine Sichtbarkeit seines Projekts zu schaffen, die er für die Vermarktung wichtig findet, muss man sich überlegen, ob es für die Gesamtgemeinde und für die Siedlungsentwicklung an und für sich relevant ist, dass an einem Standort, der relativ gut erschlossen und sehr kompakt ist, diese Durchmischung realisiert werden kann, auch wenn dann dort ein Hochhaus ist. Wenn man es nicht dort macht, ist es vielleicht am Schluss an einem anderen Ort, wo man es weniger gern hätte. Es ist schwierig, ein Gleichgewicht zu kreieren.

Peter Brandenberger: Heinz Müller, sie haben lange in einem Vorzeigebeispiel für eine verdichtete Siedlung gewohnt, in der Halen. Jetzt wohnen Sie in einem anderen Atelier-5-Projekt, auch verdichtet, aber kleiner. Der Richtplan Region Bern besteht nachher in seiner konkreten Umsetzung vor allem aus einem Hochhauskonzept. Warum gibt es kein Konzept für verdichtete Siedlungen, wie es das Atelier 5 in der Halen und auch an anderen Orten gemacht hat oder macht?

Heinz Müller: Die Siedlung Halen ist gar nicht so dicht, wie man meint, mit einem Koeffizienten von 0.6. Mit den Hochhausprojekten hat man wesentlich höhere Ausnützungsziffern. Wenn man die Siedlung Halen, die ja jetzt unter Denkmalschutz ist und die man nicht anrühren darf, unter dem Blickwinkel der Prognosen bis 2030, anschauen würde, müsste man heute, wenn die Prognosen tatsächlich zutreffen, überlegen, wie man die Siedlung auf dem gleichen Grundstück doppelt so dicht bauen kann. Das wäre eine Herausforderung.

Peter Brandenberger: Aber das steht ja jetzt nicht in diesem Richtplan

Heinz Müller: Das steht dort nicht drin, aber es ist ja immer wieder die Rede von Verdichtungen von bestehenden Stadtgebieten, mit einer gleich hohen Wohnqualität. Wir haben in Mainz ein Projekt realisiert, wo wir innerstädtisch eine Dichte von 3 geschafft haben, mit

reinem Wohnungsbau und einem relativ kleinen Anteil von Gewerberäumen im Sockelgeschoss. Das ist also durchaus denkbar und möglich.

Peter Brandenberger: Diese Art von Überlegungen gibt es, aber nicht so konkret wie das Hochhauskonzept. Das Hochhaus fällt auf im Richtplan Region Bern. Müssten Sie jetzt nicht sagen: Jetzt pushen wir etwas anderes, Hochhäuser bleiben ohnehin absolute Einzelfälle?

Heinz Müller: Man darf die verschiedenen Wohnformen nicht ausschliessen. Ich finde die Entwicklung, die es jetzt genommen hat, sehr vernünftig und logisch, auch die Überlegungen, wie man damit umgeht. Man hat ganz klar gesagt, das Ziel sind nicht Prestigeprojekte, die man auf Teufel komm raus aufstellt – etwas, worauf die Architekten natürlich scharf sind, damit sie sich einen Namen machen können. Wir haben eine sehr gute Grundlage, auf der man in Zukunft weiterdenken kann. Eine andere Frage ist, ob diese Erwartungen für 2030 überhaupt eintreffen. Man hat in den 50er-Jahren, als die Siedlung Halen und anderes gebaut wurde, auch gemeint, unsere Bevölkerung werde sich sehr schnell entwickeln und das hat ganz und gar nicht zugetroffen. Die Entwicklung war eher schleichend, wurde sogar rückläufig und dann hat es wieder angezogen.

Peter Brandenberger: Ein Thema ist auch der Umgang mit „Einfamilienhausweiden“. Sie, Daniel Hornung befassen sich intensiv damit und Sie sagen, dies sei das Thema der Zukunft. Wäre es nicht wichtiger, dass etwas dazu im Richtplan stünde statt das Hochhauskonzept?

Daniel Hornung: Das Thema ist in der Tat wichtig und wird immer wichtiger. Ich habe vor kurzem in einem Sammelband einen Beitrag zum Thema Einfamilienhaus geschrieben, und darin ging es vor allem um die Frage, wie man Einfamilienhäuser umbauen und umnutzen kann, z.B. zu Zweifamilienhäusern. Der Beitrag heisst „Einfamilienhaus, wie lange noch ein Familienhaus?“. Es ist absehbar, dass relativ viele Häuser, die heute noch von Mehrpersonenhaushalten genutzt werden, nur noch von einer oder zwei Personen, von Rentnern, bewohnt werden.

Peter Brandenberger: Denkt man bei Raumplanern über dieses Thema nach? Hat man dazu auch ein so schönes Papier wie ein Hochhauskonzept?

Daniel Hornung: Konzept kenne ich keines, aber das Thema wird aktuell, weil hier ein recht hoher Flächenverbrauch pro Person auf uns zukommt. Und dies ist ein wesentlicher Grund dafür, dass wir in der Schweiz immer mehr Fläche verbrauchen. Aber es stellt sich sofort die Frage, wie wir hier verdichten können. Können wir verdichten, indem wir z.B. Einfamilienhausgebiete umgestalten – sorgfältig umgestalten – so dass die Lebens- oder Wohnqualität erhalten bleibt? Und wir haben auch das Problem, dass es meist um individuelle Eigentümerinnen und Eigentümer geht. Kann man in einem derartigen Gebiet verdichten? Mich würde interessieren, wie das in Mainz vor sich gegangen ist, wo man die Nutzungsziffer auf 3 anheben konnte.

Peter Brandenberger: Wo ist bei uns die Grenze? Stellt es bei der Ausnützungsziffer an?

Daniel Hornung: Unter anderem stellt es bei den Bauvorschriften der Gemeinden an, aber oft auch bei den Eigentumsstrukturen. Bei lauter individuellen Eigentümern sind eine Gesamtplanung und eine Gesamtüberbauung über mehrere Parzellen sehr schwierig zu realisieren.

Peter Brandenberger: Mathis Güller wird das vielleicht zu Stande bringen, mit seinem Lustprinzip.

Daniel Hornung: Ich wäre froh, wenn er die Probe aufs Exempel machen und sich im Raum Bern des einen oder anderen Quartiers annehmen würde. Aber ob die Eigentümer alle aufspringen würden und ob alle auch gleichzeitig Geld hätten, um etwas zu realisieren?

Heinz Müller: Mit der Problematik des Privateigentums umzugehen ist sehr schwierig. Wir arbeiten zwar nicht in diesem Sinn, aber ich stelle mir immer vor, dass auch das Einfamilienhaus eine gewisse Berechtigung hat, vergleichbar einem Wald: Dort wachsen zuerst eher kleine Pflanzen, und die Bäume wachsen nach und nach daraus heraus. Diese Bäume sind eine Art Verdichtung einer Lichtung. Ähnlich wie einen Wald, wo der Schattenwurf der Bäume andere, kleine Sachen verdrängt, muss man auch den Stadtboden und ein Quartier anschauen. Wir spüren das, wir sehen das und es ist auch nachweisbar: Die Städte werden dichter, höher, intensiver. Sie werden dichter, wenn das Umfeld und wenn die Qualität von Arbeits- und Wohnort da sind. Nach den kleinen Bäumen kommen mit der Zeit auch grosse Bäume, und das gibt ein anderes Umfeld, ein anderes Milieu. Es kann einem durchaus wohl sein in einem Wald, das ist eine ganz andere Atmosphäre als auf dem freien Feld. Das ist auch eine Frage der Erziehung. Man müsste in den Schulen anfangen und nicht beim Besitzer einer Einfamilienhausparzelle.

Daniel Hornung: Letztendlich ist es eben doch der Eigentümer oder die Eigentümerin, die das Geld für einen Anbau oder für einen kollektiven Sonnenkollektor zur Verfügung haben muss. Der grösste Teil dessen, was heute in der Schweiz entsteht, sind Wohneigentumseinheiten, und vielfach sind sie in Gesamtüberbauungen, Reihenhäusern, Terrassenhäusern. Die gelten alle auch als Einfamilienhäuser. Die Häuser mit den Gärtchen ringsum wurden vor allem in den 70er- bis 90er-Jahren gebaut. Bei Gesamtüberbauungen wären die Voraussetzungen gut, um etwas planerisch schön zu gestalten, aber man hat auch dort wieder das Problem des Eigentümers, der es finanzieren müsste.

Peter Brandenberger: Heidi Haag, Eigentümer überzeugen, Lust erzeugen: Kann man das, macht man das?

Heidi Haag: Der Nachbar ist der grösste Feind, zuerst müsste das überwunden werden. Ganz falsch läuft es, wenn die Gemeinde der baulichen Verdichtung wegen anfängt, allgemein im Nutzungsplan zu deregulieren. So kann man plötzlich sehr vieles machen und es entstehen Türme, weil die Leute aufstocken wollen, oder es entsteht vielleicht ein Wintergarten, aber es entsteht nicht wirklich eine grössere Nutzung. Die Stadt St. Gallen wollte weiter gehen und hat die Reglemente in allen Ein- und Zweifamilienhausgebieten, und das sind riesige Gebiete, massiv geändert. Man konnte bis drei Meter an die Grenze bauen, man konnte Parzellen zusammenlegen, was vorher nicht möglich war, und so passierte sehr vieles, womit die Identität dieser Quartiere auf dem Spiel stand. Plötzlich war so vieles möglich, dass es auch für die Investoren interessant wurde. Die Gemeinde St. Gallen

musste zurückkrebsen, alle 48 Quartiere überprüfen und für jedes entscheiden, welche Deregulierung man wo zulassen kann. Ungefähr in der Hälfte hat man schliesslich zurückbuchstabiert, weil man bemerkt hat, dass man nicht alles über den gleichen Leisten schlagen kann. Wir haben schön gewachsene Quartiere und andere.

Peter Brandenberger: Was meint der Einfamilienhausspezialist dazu?

Daniel Hornung: Dies würde gewissermassen quartierspezifische Überbauungspläne bedingen. Man müsste in den gewachsenen Quartieren sehr sorgfältig schauen, was vorhanden ist, was man ausbauen kann und was man erhalten sollte.

Peter Brandenberger: Also so etwas wie ein Quartierkonzept, analog zum Hochhauskonzept?

Daniel Hornung: Vielleicht noch kleinräumiger.

Peter Brandenberger: Was ich am Hochhauskonzept gut finde, ist dieses Qualitätsteam. Etwas boshaft gesagt: Dieses Hochhauskonzept ist zu nichts nutz, aber das Q-Team könnte man mitnehmen. Heidi Haag, wäre das nicht etwas?

Heidi Haag: Dazu gibt es an anderen Orten Ansätze, wenn auch selten im Zusammenhang mit dem Hochhaus. In gewissen Gemeinden im Kanton Graubünden muss ein Bauprojekt obligatorisch durch die Gestaltungskommission. Gerade bei so markanten Bauten, wie es ein Hochhaus ist, ist dies ein sehr gutes Instrument.

Peter Brandenberger: Mathis Güller, Sie dürfen noch etwas sagen zur Ehrenrettung des Hochhauskonzepts. Ich sage nicht, das Konzept sei zu nichts nutze, aber es entsteht vielleicht vorläufig nichts daraus.

Mathis Güller: Noch kurz zum Einfamilienhaus. Es gibt da einen recht grossen Link, nämlich die Frage, ob wir es zu Stande bringen, auch bei einer Siedlungsentwicklung gegen innen, Wohnangebote und Typologien zu realisieren, die eine gewisse Alternative darstellen zum Einfamilienhaus und die auch eine gewisse Durchströmung möglich machen. Ein Holländer wechselt sein Haus sieben Mal in seinem Leben, ein Schweizer vielleicht zweimal. Man sollte also ermöglichen, dass es für ältere Leute, für die ein Haus zu gross wird, an einem anderen Ort sehr attraktive Angebote gibt: Praktischer, einfacher etc. Schlussendlich ist es auch eine Kostenfrage. Warum wohnen manche Leute auf dem Land? Weil Wohnen für eine Familie innerhalb des geschlossenen Agglomerationsraums nicht finanzierbar ist. Wir müssen also auch für die Nutzergruppe, die sonst kein anderes Angebot hat, ökonomisch und bezüglich Raumbedarf und Lebensumfeld in der Innenstadt Alternativen schaffen können.

Aus dem Publikum. Als Schweizer Bürger bin ich nach dieser Diskussion zweifach frustriert. Erstens wegen des Gegensatzes Heimatschutz-Planung. Beides ist scheinbar Volkswille. Was ist jetzt in der Siedlung Halen los? Will man dort verdichten oder will man Heimat schützen?

Heinz Müller: Man will die Siedlung schützen, das ist ganz klar. Das ist nicht ein Einfrieren, sondern es geht darum, einen Weg zu finden zwischen haushälterischem Umgang mit der Substanz als schützenswertem Objekt und gleichzeitiger Weiterentwicklung der Wohnqualität. – Die Siedlung Halen sollte ja ein Rezept sein, das sich weiter entwickelt und es hat sich auch weiter entwickelt.

Peter Brandenberger: Ging es in St. Gallen auch darum, dass man plötzlich den Eindruck hatte, diese Quartiere werden völlig auf den Kopf gestellt und sind nicht mehr wieder zu erkennen?

Heidi Haag: Nein, der Widerstand kam aus der Bevölkerung, die plötzlich gemerkt hat, ringsum hatten wir nur Ein- oder Zweifamilienhäuser und plötzlich haben wir riesige Flächen. Aber nachher hat die Stadt bei der Analyse gemerkt, dass es durchaus schützenswerte Quartiere gibt, und die hat man dann auch unter Schutz gestellt. Aber an so etwas hätte man eigentlich schon vorher denken müssen. Ganz allgemein sollte man zuerst schauen, was da ist und was erhalten werden muss und wo man verdichten kann.

Aus dem Publikum: Mein zweiter Frust: Ich kenne das von mir: Ich schaue etwas an, wenn ich zum Entscheid gezwungen werde, es besteht hier eigentlich der Kampf um die Aufmerksamkeit. Unser ganzes Planungsverfahren hat meiner Meinung nach noch die Qualität einer Exekutiv-Expertokratie. Das Volk kommt doch nicht mit, wenn es nicht zum Entscheid gezwungen wird.

Daniel Hornung: Christian Zahler hat in Zusammenhang mit dem RGSK einen sehr wichtigen Punkt angesprochen, nämlich die frühzeitige Information. Man muss versuchen, mit den Leuten ins Gespräch zu kommen. Ich sehe dies als einzige Möglichkeit: Zu diskutieren, dann aber Anliegen der Bevölkerung auch aufzunehmen, damit man zu einer möglichst guten Lösung kommt.

Aus dem Publikum. Für mich gäbe es erst eine Lösung, wenn man auch über den Richtplan obligatorisch abstimmen würde. Das würde diese Diskussion überhaupt erst auslösen.

Jacqueline Gafner Wasem: Ich spüre eine gewisse Aversion gegen Hochhäuser. Nur ein Hochhaus muss beweisen, dass es die beste aller Lösungen ist, bei konventionellem Bauen ist dies nicht der Fall. Und ein zweiter Punkt: In der Schweiz hat man oft den Eindruck, im Unterschied zu anderen Ländern oder Weltgegenden, dass für die Ewigkeit gebaut wird. Warum nicht einmal ein grösseres Gebiet ebenerdig machen und etwas Neues erstellen, das den heutigen Ansprüchen gerecht wird? Ist das nur bei uns in der Schweiz oder sogar nur in Bern und Umgebung nicht möglich, oder ist dies eine Erfahrung, die man z.B. auch im europäischen Ausland macht?

Mathis Güller: Zur zweiten Frage. Dass wir eine so starke Bindung an das Gebaute haben und es unverändert erhalten wollen, hat mit unserem Lebensstil, mit unserem Umgang mit Substanz und mit Immobilien und mit der Kultur zu tun, aus der wir kommen. Und es steht uns heute extrem im Weg bei der Frage der Transformation der Stadt auf sich selber. Dieses Problem hatte man früher nicht. Früher ist man mit einer viel grösseren Selbstverständlichkeit damit umgegangen. Es ist schwierig zu sagen, woher das kommt und es ist auch schwierig zu sagen, wie wir da wieder rauskommen. Aber das habe ich vorhin auch

mit dem alternativen Angebot gemeint. Für die Ewigkeit bauen ist nicht mehr finanzierbar und wir müssen in eine Phase kommen, wo wir ein anderes Selbstverständnis entwickeln für Ersatz, Transformation und Veränderung und für ein wenig billiger und ein wenig schneller.

Peter Brandenberger: Dass man gleich von Anfang an den Standard oder die Ansprüche ein wenig reduziert?

Mathis Güller: Ich wurde letzthin in der NZZ zitiert, weil ich mich getraut habe, etwas über die Europaallee in Zürich zu sagen. Es gibt aus meiner Sicht kein Bahnhofsquartier, in dem es mehr „tötelet" als in dem von Zürich. Wir machen eine Masterplanung, die ist recht stabil, die wird sich über 15 Jahre nicht stark verändern. Die Idee, dass sich ein Masterplan so lange nicht verändert, ist aus holländischer oder auch aus französischer Sicht völlig absurd. Bereits in der Planung ist bei uns eingebaut, dass wir etwas fertig bauen wollen, statt dass man ein Lernmoment einbaut. Wir haben immer das Gefühl, diesen Entscheid haben wir jetzt so lange miteinander getragen und ausgehandelt, der ist jetzt richtig und so wird es gemacht. Das blockiert.

Daniel Hornung: Es gibt auch Beispiele, wo Umbauten und Verdichtungen stattfinden, die Stadt Bern ist ein gutes Beispiel. Stöckacker Süd, eine Siedlung aus den 40er-Jahren, gehört der Stadt Bern und wird jetzt gewissermassen neu gebaut. Auf dem gleichen Areal werden doppelt oder dreimal so viele Wohnungen gebaut wie jetzt bestehen. Wir sind wieder beim Problem des Grundeigentums. Die Stadt Bern kann dort ein gutes Konzept machen und etwas verwirklichen, weil sie die Eigentümerin ist. In klein parzellierten Gebieten mit vielen Eigentümern ist so etwas einfach schwieriger.

Peter Brandenberger: Die Frage nach der Aversion gegen Hochhäuser stelle ich Heinz Müller. Meines Wissens hat das Atelier 5 noch nie oder kaum je ein Hochhaus gebaut. Hat dies mit einer Aversion zu tun?

Heinz Müller: Nicht gerade eine Aversion, aber wir suchen immer andere Wege, wenn es nicht des Bodens wegen in die Höhe gehen muss. Wenn es in die Breite gehen kann, hat man eine andere räumliche Qualität. Ich frage mich manchmal, wie es ist, im Tiefparterre eines Hochhauses zu wohnen. Diese Leute haben nicht sehr viel davon, in einem Hochhaus zu wohnen. Andererseits gibt es natürlich auch wieder Situationen, wo der Weg zum Hochhaus ein vernünftiger Weg ist. Dort geht es vor allem um die Frage der Nutzung und der Durchmischung. Man ist auf guten Wegen, wenn es nicht reine Wohn- oder Geschäftshochhäuser sind. Und das hat auch wieder mit einer Verdichtung zu tun, die in eine Richtung steuern sollte, wo eine gesunde Durchmischung stattfindet. Reine Hochhaus-Wohnnutzung für Singles und für ältere Leute, mit Kleinzimmerwohnungen, ist bestimmt kein Rezept. Wo sind da die Kinder? Wo sind die Grosskinder der Leute, die dort leben? Diese Durchmischung, nicht nur vom Wohnen, sondern auch vom Arbeiten her, ist wesentlich. Und das hat auch wieder mit dem Verkehr zu tun. Es reicht nicht, die öffentlichen Verkehrsmittel und die Strassenräume zu optimieren. Es hat auch damit zu tun, dass man in unseren Stadtkernen, in der Agglomeration, möglichst viele Angebote bringen kann, wo beides Platz hat, Arbeiten und Wohnen, in einem gesunden und guten Mass. Und man darf auch nicht vergessen, dass das Hochhaus ein grosses Volumen ist. Auch unsere Bauern waren immer sehr sparsam im Verbrauch von Land. Sie brauchten jeden Quadratmeter als

Kulturland, jeder Baum, der wild wächst, wird gefällt, um ein paar Quadratmeter zusätzliche bewirtschaftbare Fläche zu gewinnen. Den Wald lässt man in Ruhe, die Scheune aber musste ein gewisses Volumen haben und in dem Sinn hat man auch gebaut. Wenn Volumen sinnvollerweise nötig sind, soll man sie auch so bauen.

4 Workshops

4.1 Workshop I: Regionalkonferenz Bern-Mittelland und Teilkonferenzen: Welche Einflussmöglichkeiten in der Regionalkonferenz stehen mir als Parlamentsmitglieder zur Verfügung? Was ist ein regionaler Richtplan, wie wird er eingesetzt?

Moderation: Peter Künzler (AKO)
Sprecher: Peter Künzler (AKO)

Teilnehmer/innen: Peter Künzler (AKO); Liz Fischli-Giesser, Köniz; Roland Beeri, Münsigen; Beat Wegmüller, Muri-Gümligen; Christian Zahler, Ostermundigen; Marceline Stettler, Zollikofen; Andrea Corti, Muri; Erica Kobel-Itten, Köniz; Markus Lädrach, Worb; Marcel Kämpf, Muri-Gümligen

Ausgangsfragen:

- Was ist ein Regionaler Richtplan, wie wird er eingesetzt?
- Was ist ein Regionaler Nutzungszonenplan?
- Was heisst Behördenverbindlich? Wer verfügt was auf welcher Ebene?
- Welche Instrumente stehen uns zur Verfügung? Was ist ein Behördenreferendum, was eine Behördeninitiative?

Ergebnisse und Diskussion:

Peter Künzler (Bern): Unsere Gruppe war zu einem guten Teil eine Schulungsgruppe. Der Auftrag war, die Leute, die zum ersten Mal hier sind und die RK noch nicht kennen, darüber zu informieren, wie die Strukturen funktionieren. Das haben wir, unter sehr berufener Teilnehmerschaft von Christian Zahler, an zwei Beispielen durchdiskutiert, am Beispiel des Regionalen Richtplans und am Beispiel des regionalen Nutzungszonenplans. Wir haben uns vertieft damit beschäftigt, wie das funktioniert und was es für uns alle bedeutet. Beim regionalen Richtplan haben wir uns erst einmal bewusst gemacht: Ein Richtplan ist behördenverbindlich, aber was heisst das genau? Das heisst, Christian Zahler hat das am Morgen schön gesagt, wenn ich einen Teilrichtplan mache und der Kanton sagt, dort ist dies möglich und jenes nicht, so kann ich nicht sagen, ich mache es aber anders. Das geht nicht. Die oben geben den Rahmen für die unten. Dann haben wir diskutiert, ob da einfach von oben her verfügt wird und da ist Protest aufgekommen, das gehe doch nicht. Darauf haben wir uns damit auseinandergesetzt, wie ein Richtplan entsteht, dass er durch eine Mitwirkungsphase geht, dass man sich da melden muss und dass nachher entschieden ist. Wenn man das verschläft, wird es schwierig.
Wir hatten eine sehr lebendige Diskussion, denn allen, die sich zum ersten Mal mit der Region auseinander setzen, wird plötzlich klar, dass wir ein Stück weit die Gemeindeautonomie aufgeben. Die Richtplanung kommt von oben, wir müssen rechtzeitig merken, was läuft, wir müssen reagieren, ganz besonders als Angehörige von Parlamenten, wenn wir in diesem Prozess mitkommen und mitbestimmen wollen. Und wenn wir es verschlafen, wenn solche Entscheide fallen, ist der Zug abgefahren.
Zum zweiten Beispiel, dem regionalen Nutzungszonenplan. Im Prinzip ist es der Region, frei nach dem Buchstaben unserer Regelung, möglich zu sagen: Ihr drei Gemeinden nutzt

jetzt diesen Raum, und dann gibt es Quadrätchen – eigentümerverbindlich! – hier kannst du dreistöckig bauen, hier vierstöckig, und hier kommt Gewerbe. Die RK kann das grundsätzlich beschliessen! Wir waren natürlich froh um den Praktiker. Kann das so gemeint sein, geht es so? Es war uns allen klar, dass es praktisch undenkbar ist, dass einfach so über eine Gemeinde bestimmt wird, haben dann aber realisiert, dass es ein nützliches Instrument ist. Es gibt dazu ein Beispiel, das vielen bekannt ist, die gemeinsame Planung von Bern und Köniz im Weissenbühl. Die einen waren dann etwas langsamer, die anderen etwas schneller und am Schluss hat man doch nicht zusammen geplant. Aber eigentlich könnte man sich einigen und beschliessen, dass man das als Teilrichtplan macht und dann läuft es durch die ganzen Formalitäten. Dort haben wir also gesehen, dass dieses Instrument nützlich sein kann, aber die Instrumente haben immer den Nachteil, dass sie den Gemeinden einen Souveränitätsverlust bringen.
Und das hat uns zum letzten Kapitel gebracht: Was hätten wir denn für Instrumente? In diesem Zusammenhang haben wir über Behördenreferenden, überhaupt regionale Referenden, gesprochen. Wie kann man gegen einen Beschluss der RK das Referendum ergreifen? Es gibt auch noch die Initiative und dort haben wir das gleiche Problem: Die Fristen sind kurz und der Informationsstand ist ein Problem.
Das ist für uns die wesentliche Erkenntnis: Wir haben eine neue Struktur, die noch wenig bekannt ist, die aber durchaus konkrete Auswirkungen auf unseren Alltag haben kann. Es ist dringend notwendig, dass das Wissen über diesen Apparat, das Wissen um die Tücken des Apparats und vielleicht auch über die Chancen des Apparats bei uns allen, die wir politisch aktiv sind, wächst. Dass ein Erschliessungsplan z.B. auch Wohnen beinhalten kann, muss im Rahmen eines regionalen Richtplans möglich sein und es wird sinnvoll sein, dies innert nützlicher Frist zu ändern. Aber wir alle müssen zuerst einmal spüren, wie das läuft. Wenn die Information vom Gemeindepräsidium in Richtung Bevölkerung und insbesondere zum Parlament und zu seinen Kommissionen schlecht funktioniert, so muss wahrscheinlich das Parlament auf den Tisch klopfen und nach einer Tagung wie heute, wo es allen wieder bewusst ist, was das eigentlich bedeuten kann, ist die Motivation vielleicht etwas grösser, auf den Tisch zu klopfen.

4.2 Workshop II: Gebaute Identität unserer Region: Vertiefung Podiumsdiskussion

Moderation:	Ursula Marti (AKO)
Sprecher:	Jacques Blumer
Teilnehmer/innen:	Ursula Marti (AKO); Daniel Hornung, Bern; Christoph Salzmann, Köniz; Martin Schweizer, Münsingen; Ursula Schneider, Münsingen; Stefan Gautschi, Muri b. Bern; Christa Kühn, Worb; Jacques Blumer, Worb; Heidi Haag, Zürich

Ausgangsfragen:

- Verdichtetes Bauen in Einfamilienhauszonen: Geht das?
- Was genau versteht man unter Verdichten?
- Schutz des Grünraums versus innere Verdichtung: Wie schützt man grüne Gebiete in den Siedlungen?
- Welchen Nutzen hat das RGSK für die Randgemeinden?

Jacques Blumer (Worb): Aus unserem Thema heraus haben sich drei Punkte ergeben, die wir intensiver diskutiert haben. Der erste war: „Einfamilienhauszonen verdichten?“ Dazu haben wir die Schwierigkeiten zusammengetragen. Eine Grundschwierigkeit ist die Grundeigentümerstruktur in diesen Zonen. Von den Plänen her ist eine Verdichtung recht einfach möglich, aber für die Realisierung braucht es jeden Grundeigentümer und der ist in der Schweiz König für eine Umsetzung.
Es wurde auch gesagt, dass die Änderungen der Zonenbestimmungen sehr viel Zeit brauchen. Es wurde ein Beispiel aus dem Zürichbiet erwähnt, wo es 15 Jahre gedauert hat bis zur Umsetzung. Dass es so viel Zeit braucht, hat auch mit den Leuten zu tun, die in diesen Häusern wohnen, mit dem Moment, in dem ein Generationenwechsel stattfindet. Oft bleiben diese Leute in ihren Häusern – ich gehöre selber auch ein wenig dazu –, weil es eigentlich sehr schön ist, weil das soziale Umfeld bekannt ist etc. Dass diese Leute früher ausziehen und damit auch weniger Wohnraum konsumieren, könnte man vielleicht erreichen, indem man altersgerechten, attraktiven Wohnraum als Ersatz schafft, und dies möglichst im gleichen Quartier oder im gleichen Dorf. Es wurde auch ein „Werkzeugkasten“ gewünscht, damit man den Leuten anschaulich und an Beispielen vorführen kann, was verdichten heisst. Ein Normalbürger kann sich ja unter W2 oder W3 etc. nichts vorstellen. Es wurde auch gesagt, dass man Einfamilienhäuser oft verdichtet, indem man einen Wintergarten oder ein Zimmer anbaut, dass dies aber zumindest von der Bevölkerung her keine Verdichtung ist. Man schafft damit einfach mehr Wohnraum.
Das zweite Thema, das wir diskutiert haben, anhand eines Beispiels in der Region, ist „grüne Gebiete in den Siedlungen schützen“. Auf der einen Seite sind die Planer, die finden, das liegt sehr zentral, nahe beim Bahnhof, da könnten wir etwas bauen, und auf der anderen Seite ist die Bevölkerung, die sagt, Nein, genau da wollen wir nichts, das ist für uns ein Grünraum. Also die Kontroverse Schutz gegen innere Verdichtung. Ein Stichwort war „Opfer und Mehrwert“. Wenn man grössere Gebiete überbaut, muss man den Leuten zeigen, dass durch Auflagen ein Teil z.B. als Park oder anderweitig als öffentlicher Raum ausgeschieden wird, so dass am Schluss auch die, die in der Nachbarschaft ein Opfer bringen müssen, einen Mehrwert haben. Und immer wieder ein Thema: Die frühe, proaktive Kommunikation.
Das dritte Thema stand im Zusammenhang mit dem RGSK: „Was bringt das RGSK den Randgemeinden?“ In Worb haben ich und auch andere den Eindruck, dass diese Richtpläne sehr Bern- und sehr zentrumslastig sind.
Was zumindest in unserem Fall nicht ganz stimmt, ist die Information über das, was in der RK erarbeitet und beschlossen wird, in die Gemeinden hinaus, also im Parlament. Das ist unwahrscheinlich wichtig. So ein Papier muss ja auch getragen werden, denn umgesetzt wird es ja schlussendlich in den Ortsplanung.
Das mit der baulichen Identität ist bei uns vielleicht anders als in Bern, wo alle ganz genau wissen, was schön ist, nämlich die Aare und die Altstadt etc. Aber auch Worb ist schön, auch wenn wir keine Aare haben und die Altstadt fast nur aus einer alten Kirche besteht. Und als letztes, das kam von verschiedener Seite: Befasst sich dieses RGSK genügend mit der Entwicklung der Subzentren? Berücksichtigt es, dass auch dort eine Entwicklung stattfindet und dass sich gewisse Sachen vielleicht ändern, wie ein ESP, wo man früher unbedingt Arbeitsplätze schaffen wollte und man heute lieber Wohnraum möchte? Dass solche Veränderungen – Hochhäuser könnte man vielleicht auch noch diskutieren, oder zumindest höhere Häuser – auch in die Richtpläne einfliessen, wäre wichtig.

4.3 Workshop III: Berner Hochhausphobie: Politisches Schlagwort oder Realität?

Moderation: Patrizia Mordini (AKO)
Sprecher: Daniel Imthurn

Teilnehmer/innen: Jacqueline Gafner Wasem (AKO); Patrizia Mordini (AKO); Daniel Imthurn, Bern; Annemarie Berlinger-Staub, Köniz; Hannes Treier, Muri; Peter Traber, Zollikofen; Rahel Wagner, Ostermundigen; Markus Dietiker, Zollikofen; Hansruedi Burkhalter, Ostermundigen; Jürg Weder, Bern; Mathis Güller, Rotterdam

Ausgangsfragen:

- Wie werden Hochhäuser in der Bevölkerung wahrgenommen?
- Hochhaus gleich Sozialwohnung gleich Armenghetto?
- Wie verkauft man der Bevölkerung eine Hochhausidee?

Ergebnisse und Diskussion:

Daniel Imthurn (Bern): Thema unseres Workshops war die Hochhausphobie. Die Damen, die den Workshop vorbereitet haben, haben selber gesagt, sie hätten das ein wenig provokativ gemeint und sie hätten erwartet, dass die Teilnehmenden des Workshops sich skeptisch äussern. Die Anwesenden haben sich dann gefragt, ob sie hochhausphil, hochhausphob oder neutral sind und das Resultat war, dass je eine gleich grosse Gruppe hochhausliebend und neutral war, und nur eine einzige Person der Gruppe hat sich als hochhausphob herausgestellt. Das hat die beiden ein wenig überrascht, mich eigentlich auch.
Wir haben uns dann gefragt, warum man in der Bevölkerung die Hochhäuser als schlecht empfindet und dazu ein paar Schlagwörter gesammelt, vor allem aus den Erfahrungen mit dem Projekt Bächtelenacker. Es wurde erwähnt, dass viele Leute Hochhäuser hässlich finden. Weitere Argumente dagegen waren der Schattenwurf oder dass sie einem die Aussicht nehmen. Weiter: Es sei eine Menschenballung auf kleinem Ort; ein Hochhaus sei unsicher, erdbebentechnisch oder wegen Stürzen. Eine relative differenzierte Ansicht war, dass in einer bestimmten Umgebung plötzlich sehr viele neue Leute zusammenkommen, wenn ein Hochhaus gebaut wird. Dass ein Quartier durch ein Hochhaus soziologisch gesehen aufgemischt wird, ist ein wichtiger Punkt. Jemand hat gesagt, man fühle sich ein wenig eingesperrt in einem Hochhaus – die meisten haben ja keine Dachterrasse und man hat auch kein Gärtchen –, jemand erwähnte auch anonymes Wohnen. Im Verlauf der Diskussion kam man auch darauf, dass heute reiche Leute in ein Hochhaus ziehen möchten, womit die Gefahr bestünde, dass Hochhäuser zu Reichenghettos würden, weil nur noch die Reichen es sich leisten könnten, dort wohnen zu gehen. Das ist ein neuerer Aspekt. Das Tscharnergut z.B. stand früher für Sozialwohnungsbau. Vielleicht war es das gar nie, aber mittlerweile trifft es bestimmt nicht mehr zu, aber die Idee „Hochhaus gleich Sozialwohnung gleich Armenghetto“ ist bei vielen Leuten noch sehr tief verwurzelt. Wenn wir als Politiker je ein derartiges Projekt gegenüber der Bevölkerung zu vertreten haben, werden wir daran arbeiten müssen.
Die Pro-Argumente: Siedlungsdruck; gemischte Nutzungen an einem Ort. – Das hat Mathis Güller heute Morgen schon gesagt, all in one, man hat kurze Wege. Gute Erschliessung. – Wenn man am richtigen Ort baut, stimmt das. Ein weiteres Argument ist, dass man öffentlichen Raum gewinnen kann. Dazu wurde heute das Beispiel Ostermundigen erwähnt, wo

man gewissermassen einen Bahnhofplatz machen kann, der der Öffentlichkeit zur Verfügung steht. Weiter: Die medizinische Versorgung wird einfacher. – In einem Altershochhaus z.B. hätte man den Arzt gleich im Haus. Hochhäuser müsste man schlank bauen, des Schattenwurfs wegen, und unter Umständen können so sehr schöne Gebäude entstehen. Als Vorteil wurde auch die Verdichtung gegen innen gesehen, womit man nicht weitere Grünflächen opfern muss. Dieser Aspekt leitet über zur Waldstadt Bremer. Das ist gewissermassen eine Berner Spezialität, ich komme noch darauf zurück.
Zuerst zur Frage, wie man der Bevölkerung eine Hochhausidee verkauft. Es hat sich heute Morgen schon gezeigt und auch wieder in unserer Diskussion: Man muss das Umfeld von geplanten Hochhäusern frühzeitig einbeziehen, man muss Präsentationen und Referate machen, man muss den Leuten das Projekt begreiflich machen und die Vorteile aufzeigen. Man kann es als modern verkaufen: Es wurde gesagt, ein Hochhaus sei energetisch nicht von vornherein schlechter als andere Gebäude. Meiner Meinung nach ist es sogar besser, man kann mit Hochhäusern sehr gute Resultate erzielen, man kann Null-Energie-Hochhäuser bauen. Hochhäuser sind ökologisch und das kann man heute sehr gut verkaufen. Sie brauchen weniger Boden, das ist ja immer ein wenig ein Problem mit der Einwanderung, die wir im Moment haben. Sie ermöglichen ein zielgruppenfokussiertes Bauen. Das heisst zum Beispiel, wenn in einer Gegend viele ältere Leute wohnen, die vielleicht aus einem Einfamilienhaus in ein Hochhaus ziehen würden, kann man genau das machen. Auf der anderen Seite haben wir die Möglichkeit, eine Durchmischung der Nutzung zu erzielen, man kann für reichere Leute und für ärmere Leute Wohnungen machen, man kann kleine und grosse Wohnungen machen, Eigentum und Miete gemischt, alles in einem Haus. Heute, wo man sagt, soziologische Durchmischung wäre wichtig, kann man das bestimmt gut verkaufen. Man muss sich einfach von Anfang an im Klaren sein, was genau man dort will, man muss ein Konzept haben und dieses Konzept den Leuten vorher verkaufen. Bevor man in die konzeptuelle Phase kommt, muss man den Leuten die verschiedenen Vorteile klar machen. Wenn wir einmal ein Projekt so weit haben, werden wir bestimmt Mathis Güller aufbieten, um es den Leuten zu erklären.
Noch kurz zur Waldstadt Bremer. Man hat die Idee, im Wald, zwischen Ende Länggasse und der Autobahn, Wohnungen für ca. 10'000 oder mittlerweile noch etwa 8000 Leute zu bauen. Das Projekt ist sehr umstritten, der Waldrodung wegen. Eine Problematik, die man sicher auch mit einem Hochhaus korrelieren könnte, nur fragt sich, ob es sinnvoll wäre, dort ein Hochhaus zu errichten. Ich bin eigentlich ein Befürworter dieser Idee, musste aber heute sehen, dass es nicht sehr clever ist. Zwar würde man mit einem Hochhaus relativ viel des bisherigen Waldes erhalten, aber auf der anderen Seite sprechen verschiedene Umstände dagegen: Die zentrale Anbindung an den öV z.B. ist im Moment noch nicht gegeben. Das Quartier läge ausserhalb des Wohnquartiers und der öV in der Nähe, im Länggassquartier, ist schon heute überlastet. Die Voraussetzungen für ein Hochhaus müssten also erst noch geschaffen werden und wie Mathis Güller gesagt hat: Es geht nicht darum, isoliert über dieses Projekt zu diskutieren, sondern als Denkansatz müsste man z.B. haben: Jedem Quartier in der Stadt Bern seinen Turm. Jedes Quartier soll jetzt mal seinen Turm bauen und wenn nachher noch Bedarf besteht, kann man eventuell auf die Waldstadt Bremer zurückkommen.

Patrizia Mordini (Bern): Wir hatten zwar gesagt, jedem Quartier sein Turm, aber vor allem wurde uns eine systemische Betrachtung nahe gelegt. Dass wir also nicht nur fragen, ob wir die Waldstadt Bremer wollen oder nicht, sondern dass man sich sagt: Hier ist ein Projekt, das eine bestimmte Funktion hat, gibt es auch noch andere Möglichkeiten? Man sollte

erst einmal eine Auslegeordnung machen und dann schauen, ob es diesen Standort Waldstadt Bremer wirklich braucht oder ob es eine andere Möglichkeit gibt. Man sollte also nicht punktuell denken, sondern gesamtheitlich. Nicht dass wir meinen, es brauche zuerst in jedem Quartier einen Turm

Daniel Imthurn: Schlussendlich läuft es darauf hinaus, dass man irgendeinmal Ja oder Nein dazu sagen muss. Aber der Hinweis auf das systemische Denken ist richtig: Dass man sagt, wir haben Raumbedarf, wo schaffen wir diesen Raum? Und dass man auf der anderen Seite sagt: Schauen wir doch, ob man nicht erst einmal in den Quartieren einen solchen Turm errichten und eine gewisse Verdichtung zu Stande bringen kann, die städtebaulich, soziologisch und auch finanziell vertretbar ist. Und wenn man das geprüft hat und findet, nein, es geht nicht, kommt man vielleicht wieder auf die Waldstadt zurück.

5 Würdigung durch die Teilnehmenden

Jacqueline Gafner Wasem: Sie werden die Essenz der Präsentationen wie jedes Jahr auch im Protokoll finden. Wir kommen zum letzten Punkt der Tagung – auch der hat sich bewährt: Wir wären dankbar um ein Feedback aus Ihrem Kreis zur Tagung als solcher, zur Struktur der Tagung. Wir hatten dieses Jahr zum dritten Mal am Morgen Referate und ein Podium und am Nachmittag verschiedene Workshops mit anschliessenden Präsentationen. Sollen wir nächstes Jahr mit dieser Struktur weiterfahren? Und haben wir Themen vorgeschlagen, die erstens aktuell sind und zweitens alle betreffen? Und die letzte Frage, wie immer: Gibt es etwas, was wir nächstes Jahr besser machen können?

Rahel Wenger (Ostermundigen): Dieser Tag ist für mich immer ein Highlight. Ich bin jetzt zum vierten Mal dabei und was ich hier lerne, erweitert meinen Horizont ungemein. Ich hatte früher auch dieses Gärtchendenken, wollte ein wenig beim Alten bleiben. Aber heute sehe ich, dass es äusserst interessant ist, weiter zu schauen und weiter zu planen als nur bis zum Gartenzaun. Es ist sehr wichtig, dass wir uns der Entwicklung in der Region nicht verschliessen, mit all ihren Auswirkungen und allem, worauf man achten muss, vom wirtschaftlichen her, vom einzelnen Bürger her etc. Jedes Zeitalter hatte seine Herausforderungen und man ist nicht stillgestanden, das wissen wir, wir haben heute ein ganz anderes Leben als früher. Und so ist es auch wichtig zu schauen, dass wir aus dem, was jetzt ist, auch wieder das Beste machen für die kommenden Generationen.

Roland Beeri (Münsingen): Ich schliesse mich der Vorrednerin an, ich fand die Veranstaltung sehr interessant. Ich habe Regionalplanung in einer früheren Lebensphase als Exekutivmitglied erlebt, das war ein wenig anders als es heute ist und ich bin sehr froh, das zu wissen. Ich finde auch, Sie haben uns am Morgen interessante Themen vorgestellt und Sie haben interessante Personen sprechen lassen. Von daher bin ich voll befriedigt. Ich frage mich eher, wie wir es anstellen, um mehr Leute zu motivieren, an dieser Art von Anlässen teilzunehmen. Jedes Mitglied eines Parlaments müsste eigentlich obligatorisch einmal an einem solchen Kurs teilnehmen, um zu wissen, welchen Stellenwert die Regionalplanung hat, wie sie funktioniert, wie man sich einbringen kann. Das wäre mein Anliegen, und wenn wir das alle in unsere Gemeinden hinaustragen, haben wir vielleicht schon etwas erreicht und der Zustrom ist nächstes Jahr entsprechend.

Jacqueline Gafner Wasem: Wir haben in der Stadt das Glück, dass wir diese Agglomerationskommission des Stadtrats haben, in der man im Verlaufe der Jahre dieses Know-how „heranzüchten“ konnte. Unser Anliegen mit dieser Tagung ist ja nicht zuletzt, es zu verbreitern. Wir haben ein Interesse daran und sind natürlich auch froh, wenn weitere Leute kommen. Aber man muss sich erst einmal einen Tag freischaufeln können und manchen war dies vielleicht nicht möglich.

6 Fazit und Ausblick der Agglomerationskommission

Auch in diesem Jahr konnte die Agglomerationskommission eine fachlich anspruchsvolle und interessante Tagung anbieten. Städtebaulich sinnvolle Siedlungspolitik bedingt eine grundlegende Auseinandersetzung mit dem stetig zunehmenden Bevölkerungswachstum und den damit verbundenen Platzbedürfnissen des Einzelnen sowie daraus resultierenden negativen Verkehrsentwicklungen. Die fortschreitende Zersiedlung in den Randgebieten sowie Fragen rund um die städtische Verdichtung und dem gleichzeitigen Schutz von grünen Gebieten in den Siedlungen stellen uns vor grosse planerische Probleme, die nur gemeinsam und mit gemeinsamen planerischen Instrumenten gelöst werden können.

Wiederum hat sich der Aufbau der Tagung mit den Referaten und anschliessender Podiumsdiskussion sowie den nachmittäglichen Workshops bewährt. Die beiden Referate von Mathis Güller und Christian Zahler bildeten Ausgangs- und Grundlage für die anschliessende Podiumsdiskussion, in welcher Heinz Müller, Architekt Atelier 5, Daniel Hornung, Soziologe, Heidi Haag, VLP, und Mathis Güller über die gebauten Identitäten unserer Region diskutierten und dabei zum Schluss kamen, dass diese Identität für alle anders aussieht und von allen anders definiert wird. Rege diskutiert wurde auch über den Sinn des RGSK als neues gemeindeübergreifendes Planungsinstrument und insbesondere über das Regionale Hochhauskonzept. Dabei war man sich einig, dass solche Instrumente dazu dienen, gemeinsame Werterahmen zu etablieren, die es erlauben, frei von Vorurteilen über den Raum nachzudenken.

Auch die in den Workshops geführten Diskussionen zeigten, dass Raumplanung und die Problematik rund um die Siedlungspolitik nicht nur ein abstraktes und theoretisches Gebiet betreffen, sondern im Konkreten und insbesondere auf Gemeindeebene allgegenwärtig und hautnah erlebbar sind. Fragen rund um das städtebaulich sinnvolle Verdichten, um die Verhinderung der Zersiedlung und das Brachliegen von Einfamilienhausquartieren wurden genauso intensiv diskutiert wie Fragen zu Einflussmöglichkeiten von Parlament und Bevölkerung auf den übergeordneten regionalen Richtplan bzw. auf einen regionalen Nutzungszonenplan. Der notwendige Erfahrungsaustausch und das gegenseitige Kennenlernen der Teilnehmenden fand wiederum in den sehr geschätzten Pausen statt. Auch hat sich gezeigt, dass die Form der Veranstaltung sich einmal mehr bewährt hat und sie wird auch den Stil der nächsten Tagung prägen. Geplant ist als Neuerung, zur nächsten Tagung möglichst viele Regionsgemeinden, welche über kein eigenes Parlament verfügen, zur Veranstaltung einzuladen. Dazu hat die Agglomerationskommission bereits Schritte in die Wege geleitet und wird im laufenden Jahr interessierte Kreise vorerst in die Kommission für einen ersten Austausch einladen.